

## Ekkehard.

40] Historischer Roman von Joseph Victor von Scheffel.  
Sechzigstes Kapitel.  
Cappan wird verheiratet.

Wenn das Gewitter vorüber ist, kommen die Bäche trüb und erdwarbig daher gestossen. So folgt auf lauberschlitternde Bewegung meist eine Zeit kleiner verdrißlicher Geschäfte, bis das alte Geleise wieder hergestellt worden.

Auch Frau Hadwig mußte das erfahren. Es war viel zu richten und schlüßlich nach Vertreibung der Sonnen. Sie unterzog sich dem gerne, ihr beweglicher Geist und die Freude am eigenen Eingreifen erleichterten die Sorge des Regierens. Witwen und Waisen der gefallenen Heerdmänner sahen, und wenn der rote Haß auf Dach der Hütte gestiegen und wenn die junge Saat von Rosseshuf zerstampft war: es ward Hilfe geschafft, so viel wie möglich! Boten an den Kaiser gingen ab mit Bericht über das Geschehene und Vorschlag künftiger Anwohrt, der Burg Befestigung, wo sie sich mangelhaft erwies, ward gebessert, die Waffenbeutel hemessen und verteilt, die Stiftung einer Kapelle auf dem Grabhügel der christlichen Kriegsmänner beschlossen.

Mit Rechenen und Sankt Gallen war viel Verhandlung; geistliche Freunde vergaßen niemals Rechnung zu stellen für erwiesenen Dienst. Sie wußten eindringlich zu jammern und wehklagen über die Schädigung der Gotteshäuser und unerwünschte Einbuße an Eub und Gut: daß eine Schenkung von Grund und Boden den bedrängten Gottesmännern sehr erwünscht käme, ward der Herzogin täglich ins Gehör geträufelt. Fern im Rheintal, wo der Berg von Preisach mit seinen dunkel ausgebrannten Felsrücken der Strömung sich entgegenstemmt, war der Herzogin das Soldatensopha. Auf vulkanischen Boden gedeiht die Rebe, — das hätte den frommen Brüdern auf der Aue wohl getaugt; schon um den Unterschied des rheinischen Weines von dem am See erprobten zu können, außerdem als geringer Ertrag für tapferes Streiten und die nötigen Seelenmessen um die Gebliebenen.

Und wie sich Frau Hadwig eines Tages dem Vorschlag, es abzutreten, nicht ganz abgeneigt erwies, kam schon des andern mit dem Frühstücken der Zubereitung geritten und bracht ein großes Pergament, drauf stand die ganze Formel der Schenkung, und lang recht stattlich, wie alles dem heiligen Pirminius solle zugewiesen sein, Haus und Hof und aller Zubehör, gerodet Land und ungerodet, Wald und Weinberg, Weide und Wieswuchs und der Lauf der Gewässer samt Mühlenbetrieb und Fischfang, und was von eigenen Leuten männlichen und weiblichen Geschlechts auf den Döben schaft. . . und schickte auch die übliche Bewilligung nicht: „So sich einer vermaßen sollt“, hieß es, „die Schenkung anzuzweifeln oder gar dem Kloster zu entziehen, über den sel Anathema Maranatha gesprochen, der Form des Allmächtigen und aller heiligen Engel treffe ihn, mit Auslass werde er geschlagen wie Naemann, der Syrer, mit Licht und Tod wie Ananias und Sapphira, und ein Pfund Goldes zahle er zur Sühne des Irrewels dem Pfalz.“

Der Herr Abt hat seiner gnädigen Herrin die Mühe sparen wollen, den Abtbrief selbst aufzulesen. — Sprach der Subprior, es ist freier Raum gelassen, Namen und Grenzen des Gutes einzutragen, die Unterschriften der Parteien und Zeugen beizufügen, die Signale dranzuhängen.

Wisset ihr euch bei allen Geschäften so zu hüten? erwiderte Frau Hadwig, Ich werde mir euer Pergament bei Gelegenheit ansehen.

Es wäre dem Abt ein lieblich und erwünscht Ding, so ich ihm heute schon die Schrift von Euch gezeichnet und besiegelt zurückbringen könnte. Es ist wegen der Ordnung im Klosterarchiv, hat er gesagt.

Frau Hadwig schaute den Mann von oben herab an. Sant Euren Abt, sprach sie, daß ich eben die Rechnung stellen lasse, um wie viel der Abt die Einlagerung auf dem Tiviel mich an Rüche und Keller geschädigt. Sagt ihm außerdem, daß wir unsre eigenen Schreibwerkstätten haben, so es uns zu Sinne kommt, Postalter am Rhein zu verschicken, und daß . . .

Es lagen ihr noch etliche bittere Worte auf der Zunge. Der Subprior fiel beschwichtigend ein und gedachte, eine Reihe von Fällen aufzuführen, wo erleuchtete Herren und Fürsten desgleichen getan, — wie die Könige in Frankreich drüben dem heiligen Martinus von Tours reichlich den Schaden erlegt, den er durch der Normänner Plünderung erlitten, und wie erklücklich durch solche Schenkung dem Feil der Seele Vorridung geteilt sei, denn wie das Feuer durchs Wasser gelöscht werde, so die Sünde durchs Almosen . . .

Die Herzogin wandte ihm den Rücken und ließ ihn samt seinen unerzählten Beispielen im Saale stehen. Zu viel Eifer ist dem Hebel! murmelte der Mönch; langsam gefahren, sicher gefahren! Da wandte sich Frau Hadwig noch einmal. Es war eine unbeschreibliche Handbewegung, mit der sie sprach: Wollt ihr mich verlassen, so gehet auch gleich und ganz!

Er trat seinen Rückzug an. Den Abt zu ärgern, überlaute sie noch desselben Tages dem greifen Simon Farbo für glückliche Lenkung der Schlacht eine güldene Kette.

Ein Mann, mit dessen Schicksal sich die Herzogin gern beschäftigte, war der gefangene Summe Cappan. Der hatte anfangs diese Tage durchlebt: es war ihm noch nicht klar, warum man ihn am Leben gelassen, er lief schon umher, wie einer, der sein Recht auf sich selber mehr hat, und wenn er auf seinem Strohlager schlummerte, kamen schöne Träume über ihn: Da sah er weite blumige Gefilde, aus denen wuchsen Galgen ohne Zahl wie Disteln in die Höhe, und an jedem hing einer seiner Randolente, und am höchsten hing er selber und lachte ganz in der Ordnung, daß er dran hing, denn das war das Los Kriegsgefangener in solchen Zeiten. Es ward aber seiner für ihn erwacht. Noch etliche Zeit schaute er mittrauisch auf die Fände im Turm; die hatte einen stattlichen kahlen Ast und es dachte ihm oftmals, als wünte ihm der Ast herauf und sage: Sei! wie langstest du, mich zu schmähen!

Allmählich fand er jedoch, daß die Fände ein schöner schattiger Baum sei, und ward zutraulicher. Sein durchstochener Fuß heile, er trieb sich in Hof und Küche herum und schaute mit kumpfer Bewunderung in das Getriebe deutschen Hauswesens. Er verneinte zwar auf humilist, eines Mannes Heimat solle der Rücken des Rosses sein und für Weib und Kind genüge ein sellumhangener Wagen, aber wenn er ranete oder die Abendkühle kam, schien ihm das Herdfeuer und die vier Wände nicht zu verachten, ein Trunk Wein besser als Stutenmilch und ein wolknes Wand weicher als ein Wollspiz. So schwand die Sehnsucht des Nüchterns; vor Heimweh war er geschügt, weil ihm ein Vaterland fremd.

In Hof und Garten schaltete dazumal eine Wald, die hieß Friedern und war hoch wie ein Gebäu von mehreren Stadtwürken, drauf ein spitzes Dach stie, denn ihr Haupt hatte die Gestalt einer Pirne und glänzte nicht mehr im Schimmer erster Jugend: wenn der heilige Mund sich zu Wort oder Gelächter auftrat, rante ein Grobkorn herzu, als Markstein gefanten Altes. Die bösen Jungen rannten sich zu, sie sei einst Herrin Spazzo's Fremdin gewesen, aber das war schon lange her: seit Jahren war ihre Fuld einem Anacht zugewandt, den hatten in den Reichen des Heerbanmes die Sonnen erschossen — ihr stand ihr Herz verwaist.

Große Menschen sind gutmütig und leiden nicht unter den Verherrungen allzu scharfen Denkens. Da lenkte sie ihre Augen auf den Sonnen, der sich einsam im Schloßhof umtrieb, und ihr Gemüt blieb mitteilich an ihm haften wie der funkelnde Lautropfen am Flegelchwamm. Sie suchte ihn heranzubilden zu den Künsten, die ihr selber geläufig, und wenn sie im Garten seßte und geschäft, geschah es, daß sie ihre Hade dem Cappan übergab; der tat, wie es von seiner Meisterin gesehen. Auch im Abkneiden von Bohnen und Kräutern folgte er ihrem Beispiel, — und nach wenig Tagen, wenn Wasser vom Brunnen beigebracht werden sollte, brauchte die schlanke Friedern nur auf den hölzernen Kibel zu deuten, so hatte ihn Cappan aufs Haupt gehoben und schritt damit zum plätschernden Brunnen im Hofe.

Nur in der Küche ward am gelehrigen Schiller keine Freude erlebt, denn wie ihm einmal ein Stück Wildbrät zugewiesen war, daß es mit hölzernem Schlegel müß schlage, kamen alte Erinnerungen über ihn, und er sezte ein Stück davon roh auf samt Zwiebeln und Rauch, die zu des Bratens Würze bereit standen.

Ich glaub, mein Gefangener gefällt dir, rief ihr Herr Spazzo eines Morgens an, als der Summe fleißig mit Holzspalten beschäftigt war. Dunkelrot färbten sich die Wangen der hohen Gestalt. Sie schlug die Augen nieder. — Wenn der Bursch deutsch reden könnt und kein verdamnter Heidenmensch wär . . . fuhr Herr Spazzo fort. Die Schlanke schwieg verstimmt.

Ich weiß, daß du ein Glück verdienst, Friedern . . . sprach Herr Spazzo weiter. Da löste sich Friederns Zunge. Von wegen des deutsch Redens . . . sagte sie mit fortwährend gesenktem Blick, auf die Sprache käme mir gar nicht an. Und wenn er ein Heide ist, so braucht er ja keiner zu bleiben. Aber . . .

Was aber? Er kann nicht sitzen beim Essen, wie ein vernünftiger Mensch. Er liegt immer den langen Weg auf dem Boden, wenns ihm schmecken soll.

Das wird ihm ein Ehegespons, wie du, satifam austreiben. Hast ihr euch schon verlobt?

Friedern schwieg abermals. Plötzlich lief sie davon wie ein geheutes Wild, die Holzschuhe klapperten auf dem Steinpflaster des Hofes. Da ging Herr Spazzo zum Holzspaltenden Cappan, schlug ihm auf die Schulter, daß er aufschaute, deutete mit gehobenem Zeigefinger auf die Kriechende, nicht mit dem Haupt fragend und blickte ihn schart an. Der Summe aber fuhr mit dem rechten Arm auf die Brust, neigte sich, tat dann einen mächtigen Satz in die Höhe, daß er sich um sich selber herum drehte, wie der Erdball um seine Achse, und verzog seinen Mund zu fröhlichem Grinsen. (Fortsetzung folgt.)

## Kleine Chronik.

Robert Volkmann als Briefschreiber. Von der gedankenreichen, vom Ausdruck einer Persönlichkeit etwa wie Goethe gefälligen Art des Briefschreibens, wie von der ungeschminkten, herb zufassenden, das Ding beim rechten Namen nennenden Beethovens oder der den eigenen Geist beweisdrückenden, superlativen, geistreich funkelnden, phantastischen einer Nabel sind wir heutzutage vollständig abgekommen. Das Zeitalter der Industrie löst seinen Einfluß auch auf die Männer vom Geiste aus. Die gelehrtesten der Professoren haben die Schreibmaschine in ihren Dienst gestellt, lassen sie von fremder Hand in Bewegung setzen und diktieren. Es geht so rasch vorwärts, als wenn sie etwas mit Ruhe vorläufen; dann wird das mit dem toten Buchstaben der starren Druckschrift bedeckte Papier mit einem mehr oder weniger kühnen Namenszug abgeschlossen. Man hat seine Zeit mehr, sich auszubringen. Die Maschine muß sonndwiel fertigbringen, damit sie sich lohne. Ein Briefwechsel zwischen zwei solchen Schreibmaschinen — es gibt nichts Ernüchternderes, Kälteres zu lesen.

Der Komponist Robert Volkmann, der den Anfang dieser industriellen Entwicklung noch erlebt hat (er starb 1883), gehört zu den Briefschreibern der alten Zeit, die, wenn sie an Freunde schrieben, ein Stück ihres eigenen Weisens dem Papier ausprägten. Die literarisch erscheinende, vom Großheften und Biographen des Meisters, Hans Volkmann, herausgegebene Sammlung seiner ausgedehnten Briefe beweist es (Briefe von Robert Volkmann, Gesammelt und herausgegeben von Hans Volkmann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, Preis geb. 10 Mk.). Sie führt uns in seine Werkstatt ein, der „ewige Junggehele“ legt die nach außen hin griedgrämlich wirkende Schreiblampe ab und vertraut seiner Feder die Mitteilung von Empfindungen an, zu deren Sprachrohr er wohl die Rehe nicht immer gemacht hätte. Mutterbriefe sind in den letzten Jahren zu neuen Ehren gekommen; und in der Tat verdanken wir ihnen reiche Aufschlüsse über die künstlerischen Absichten unrer größten Genies. Dätten wir Beethovens, Mozarts, Wagners Briefe nicht, so würden wir über manche Einzelheit in den musikalischen Werken, ja vielleicht über einige ganze Schöpfungen im unklaren geblieben sein. Wir könnten sie und würden sie uns natürlich irgendwie auslegen; aber die bestimmte, gewollte Richtung und Wirkung erschließt häufig eben das Wort, das Vernichtnis einer künstlerischen Absicht, die wir heilig zu halten haben. Auch Volkmann spricht viel von seinen Werken in diesen Briefen; er wäre nicht der ehrliche, degabte Künstler, wenn er nicht in seiner schöpferischen Arbeit lebte und webte. Aber freilich, wir brauchen nicht vor Ungeduld nach Wühbegier, uns von ihm über seine Kunst belehren zu lassen. Wir müssen uns nämlich, offen gesagt, schämen, daß wir diese Kunst so wenig kennen. Volkmann war Sachsse von Geburt, er stammte aus dem Kantorenhaufe von Lommahs. Leider hat die Heimat noch nicht in der gebührenden Weise des Solmes gedacht. Was wir in den Konzertsälen hören, beschränkt sich auf die D-Moll-Sinfonie, die F-Dur-Serenade für Streichorchester, das D-Moll- Trio und allenfalls die Unverlore zu Richard III. Die Streichquartette, die Chorwerke, die Lieder und vor allem seine zahlreichen, weisevollen und beschwingten Klavierstücke sind ganz ungerechtfertigt übergangen worden. Man hat sie überhaupt meist nicht einmal auf die Wirkung hin erprobt. Es gibt sogar noch ungedruckte Werke von ihm, die sich die Verleger doch nicht entziehen lassen sollten; so hörte ich vor einigen Jahren eine D-Moll-Sonate für Violine und Klavier, die Tugend heutiger Konstruktionsarbeiten ausweist. Wenn uns also diese Briefe nicht in den Geist engvertrauter Werke einführen; so werden sie vielleicht dazu beitragen, daß wir mehr als bisher zu Volkmannschen Werken greifen, um sie uns vertraut zu machen. Lassen wir doch einmal die vor fünfzig Jahren an den Violinpieler Edmund Sinner gerichtete Frage an uns gerichtet sein und suchen wir nach kühnen Volkmannscher Kunst nach einer dem damaligen objektiven Standpunkt genügenden Antwort: Die einen halten mich immer noch für einen Zukunftsünstler, während andere einen Post an mir sehen wollen: was ist Ihre Meinung? Ich weiß nur so viel, daß ich weder Zukunftsler noch Post sein will, sondern bloß Volkmann, und das ist mein Wille, so wie Gesinnungslosigkeit verzeiht man schwer. Ich glaube ohne Vorurteil zu sein, weil ich die guten Leistungen jeder Partei anerkenne, soweit mein Urteil reicht; aber ein echter Parteimann tadelt das, und so bin ich zu beklagen. Ich weiß nicht, welches Ihr Dogma ist, ob Sie links, rechts oder in der Mitte sind, kann daher Ihre Leiden und Freuden nicht beurteilen. Wenn ich aber mein Ideal nur halbwegs er-

reichen will, habe ich noch eine schwere Arbeit vor mir, mögen auch gewisse Herren darüber lächeln.“ Das schrieb der fast fünfzig Jahre alte Künstler.

Die an zahlreiche bedeutende Männer seiner Zeit (darunter Rob. Schumann, List, Brahms, Rast, Graf Fick) adressierten, meist ungedruckt gebliebenen Briefe überraschen durch die Lebendigkeit der Darstellung, den treffenden, farbigen Sprachausdruck und die Höhe der Selbstbildung, die sie widerlegen. Volkmann, der auf dem Freiburger Seminar zum Lehrer herangezogen wurde und dann in Leipzig sich ganz der Kunst zugewandt hatte, zeigt sich hier als ein Künstler, der sich das Ritzzeug scharfer Denkkraft, eine außergewöhnliche Beherrschung nicht nur der ihn als Musiker angehenden Literatur und eine erstaunliche Gewandtheit der Feder erworben hat. Seine kurze Verflage auf die Faustkommentare, die er in launiger Stunde an einen seiner als Goethekenner gerühmten Freunde sandte, ist ein kleines Meisterstück von formlicher Satire. Die brieflichen Auseinandersetzungen mit dem Dichter Ludwig Foglar und die Aenderungen, die Volkmann an dessen Entwürfen zu der dramatischen Szene Sappho unter reichlicher ästhetischer Begründung vornahm, sind heute trotz Wagner für jeden Musiker oder für den Musiker tätigen Dichter lesenswert und belehrend. Die Grundzüge, nach denen sich der eine wie der andre zu richten habe, sind ebenso anschaulich wie beweiskräftig dargelegt. Ganz beiläufig gibt er dann in einem Briefe eine rasch hingeworfene anerkennende Kritik von Johans Mozartbiographie, wie sie dem Verfasser jedenfalls selten so begründet zuteil geworden ist. Eine Fülle geistreicher Bemerkungen über das Schaffen seiner Zeit steckt in diesen reichlich zweihundert Briefen, von denen nur wenige zur Förderung des eigenen Jchs (wie etwa die Mehrzahl der Wagnerschen) geschrieben sind. Es sind vornehmlich Freundschaftsbriefe, die von allem plaudern, was die Freunde auch rein menschlich anging. Die Ungelegenheit, Warmherzigkeit, Aufrichtigkeit des Menschen Volkmann leuchtet mit wohlthuender Wärme aus ihnen heraus.

Was aber die Reizure des ganzen Buchs besonders reizvoll macht, ist der alle Wirkungsgrade durchlaufende Humor des Tonsetzers. Es sind keine heiteren Mutterbriefe geschrieben worden als diese Volkmannschen, wenn man sie in ihrer Gesamtheit betrachtet. Bald lach, herz, spottend, bald sanft, fein, grazilös, leise ist der Volkmannsche Humor. Selbst den Verlegern gegenüber geht er ihm nicht aus. Der Volkmann, hier eine Probe zu geben, kann ich um so weniger widerstehen, als ein in unsern blutigen, grausamen Tagen durch die Silberjung gegenfälliger Beschäftigkeit der Kriegsführung wirkendes Beispiel vorliegt. Volkmann, der sich bekanntlich in Budapest niedergelassen hatte, war Zeuge der ungarischen Aufstände von 1849, des glänzenden Einzugs Kossuths, der Ermüdung von Ofen durch die Oesterreicher. Er schildert diese das politische Leben der Ungarn stark erschlitternden Begebenheiten in mehreren langen Briefen seinem Freunde Wilhelm Rast, dem späteren Leipziger Thomaskantor. Als fünfundsiebzigjähriger mußte er in der besetzten Hauptstadt Nationalgardist werden. Nachdem er nun erst die schweren Ereignisse der Eroberung beschrieben, berichtet er über seine militärische Tätigkeit wie folgt:

„Wenn wir einen Blick auf das 18. und 19. Jahrhundert, so finden wir in des ersten Mitte einen Mann sich erheben, der Europa durch seine Kriegstaten in Erstaunen setze. Sie vermuten mit Recht, daß ich Friedrich den Großen meine; wir finden in demselben Jahrhundert einen Suvorow, der durch Kühne und schnelle Operationen großen Erfolge erlangt; Napoleon, begabt mit außerordentlichen militärischem Genie und herangebildet durch die Geschichte eines Julius Caesar, Friedrich des Großen u. a., machte Europa erzittern; Dufour besiegte in der Schweiz durch Marsche seine Gegner; Maderka wußte durch die tapfere und glückliche Ausführung vorzüglicher Schlachtpläne die Italiener zu werfen. Alles dies ist bekannt genug durch Schriften und Zeitungen. Wenig oder nicht bekannt ist, verdient es aber vorzugsweise zu werden, was ein Volkmann im Jahre 1849 in einer unwichtigen scheinenden Sphäre vermochte. Hören Sie also: Es war an einem schönen Junitage (den Tag werden die Geschichtsforscher schon noch aus Archiven und Chroniken erfahren), als mit vom Nationalgarden-Kommando plötzlich der Befehl zuckerte, ich soll mit 3000 Mann den Bahnhöf besetzen. Ich ziehe schnell eine Mütze an, lege den Tisch auf, nehme den Mantel an, den Arm und alle auf den Ort meiner Bestimmung; nachdem ich mir unterwegs noch die nötige Munition von Zigarren angekauft habe. Als ich mit meinen Truppen dort anlaufe, sehen mir die Bahnbewachter: „Aber meine Herren, was wollen Sie denn? Wir haben schon dreimal zum Nationalgarden-Kommando geschickt, daß es den Posten einziehen soll, er ist ganz überflüssig.“ Ich herrsche den Beamten, als mein militärisches Ehrgefühl so geschädigt wurde, an: „Das verstehen Sie nicht, auf hohen Befehl sind wir hier.“ Denn ich wußte recht wohl, wenn ich mit meinen Truppen zurückmarschiere, würden wir auf einen andern Posten beordert oder auf eine Patronen ebeordnet, weshalb ich, da ich meine Leute nicht anders zu placieren wußte, dieselben ins Eisenbahn-Raffschlag Kommandierte und in einen daneben befindlichen Garten ging, um Angel zu fischen, aber den Befehl zurückließ, man solle mir gleich rapportieren, wenn etwas Wichtiges vorkäme. Dabei war ich in tiefen Gedanken versunken, was zu tun wäre, wenn der Feind kommt; ob ich für Freiheit, Zivilisation, Staat und Eisenbahn den letzten Tropfen Blut opfern oder — davonlaufen soll, eine Voricht, die sich bei unzuverlässigen Truppen rechtstferal. Zum Glück war an diesem Tage der Feind anderweitig beschäftigt, weshalb ich ruhig Angelziehen konnte. Der schilbert aber mein Erstaunen, als ich abends zurückkomme und keinen einzigen meiner Krieger finde. Anrührend vor Wut über solche Ansubordination gehe ich nach Hause, um zu schlafen. Des andern Morgens in aller Früh um 8 Uhr werden mich Leute meiner Abteilung aus dem Schlafe; ich springe auf und will sie eben wegen ihrer Ungehorsamkeit alle bestrafen, da sagen sie mir aber: daß der Posten gestern abend um 8 Uhr vom Nationalgarden-Kommando abgezogen worden sei; mir fiel ein Stein vom Herzen, denn wie leicht hätte ich wegen der Schuld meiner Truppen bei dieser Gelegenheit degradiert werden können, eine Schmach, die ich nicht überlebt hätte!“

Diese Probe erinnert an die berühmten Wüthen-Kriegsberichte Julius Stettenheims. Sie soll nur die frohgemute Art der Darstellung Volkmanns andeuten. Um den Menschen und Künstler Volkmann kennen zu lernen, muß man selber zu dem Buche greifen. Es verlohnt sich.

Octave Mirbeau, der französische Dramatiker, Kritiker, Feuilletonist ist 67jährig gestorben. Man ist erstaunt, sehr zu hören, daß er schon so alt war. Denn man erinnert sich seiner als eines allzeit kämpfenden Zeitgenossen, eines immer freilichsten „geistigen Anarchisten“, der bald mit der ganzen Behemung seines Weisens für impressionistische Maler oder für einen neuen Dichter (wie z. B. Ibsen) für Maeterlinck trat, bald wieder als protestante Geisteslichtsaturate fornte wie in dem früher gern gespielten Einakter Der Dieb, oder als sozialer Ankläger auftrat wie in dem brutalen Bild Geheißt ist Geheißt. Nebenher war er auch solcher Reuten willkommen, die brennigen Söhnen lieben, wenn er etwa den Roman einer Kammerjungfer veröffentlichte. Mirbeau unterliegt Verbindungen mit den jüngeren Vertretern deutscher Kunst; während des Kriegs blieb er stumm.